



mo hayder

VERDERBNIS

psychothriller

GOLDMANN

Sie rammte das erste Klemmgerät in den Kalkstein. Ihr Vater, seit langem tot, war ein Allroundabenteurer gewesen, ein Held aus Jungenfantasien: Taucher, Höhlenforscher, Kletterer. Die Abenteuerlust hatte auf sie abgefärbt, aber das Klettern war ihr nie zur zweiten Natur geworden. Sie gehörte nicht zu diesen Typen, die Klimmzüge an zwei Fingern machen konnten. Diese Kalksteinwand mit ihren senkrechten und waagerechten Spalten galt als leicht bezwingbar, aber sie fand es verdammt schwer; ständig gerieten ihre Hände an die falschen Stellen, und jetzt waren die Spalten auch noch voll von dem Magnesia, das sie in der Vergangenheit benutzt hatte. Sie musste alle paar Klimmzüge eine Pause einlegen, um das weiße Zeug mit den Fingern aus den Ritzen zu kratzen. Spuren zu hinterlassen war nicht gut. Niemals.

Flea war klein, aber stark wie ein Äffchen. Wenn man ein Leben führte, in dem man niemals wusste, was hinter der nächsten Ecke lauerte, lohnte es sich, hart zu bleiben, und deshalb trainierte sie jeden Tag. Mindestens zwei Stunden. Laufen, Gewichtheben. Sie war in Bestform. Trotz ihrer miserablen Klettertechnik brauchte sie weniger als zehn Minuten, um den Gipfel der Felswand zu erreichen. Sie atmete nicht einmal schwer, als sie oben ankam.

In dieser Höhe heulte und blies der Wind so heftig, dass er ihr den Parka an den Körper presste. Das Haar flatterte ihr in die Augen. Sie bohrte die Finger in den Felsspalt, drehte den Kopf und schaute hinunter in das Tal, durch das die Regenschleier wehten. Der größte Teil der Felswand war verborgen, aber dieser kleine Abschnitt nicht; wenn sie wirklich Pech hätte, könnte ein vorbeikommender Autofahrer sie sehen. Aber die Straße war praktisch leer; nur ein oder zwei Autos fuhren mit eingeschalteten Scheinwerfern vorüber. Trotzdem drückte sie sich eng an den Fels, um nicht entdeckt zu werden.

Sie hakte die Zehen ein, drehte den Oberkörper leicht nach links, bis sie die Stelle gefunden hatte, packte die spärlichen

Wurzeln eines Ginsterbuschs mit beiden Händen und zerrte sie auseinander. Einen Augenblick lang zögerte sie und wollte es nicht tun. Dann schob sie das Gesicht hinein. Atmete tief ein. Hielt die Luft an. Schmeckte sie.

Mit einem rauen Hüsteln atmete sie aus, ließ das Gestrüpp los und wandte sich ab. Sie presste den Handrücken an die Nase; ihre Brust hob und senkte sich.

Die Leiche war noch da. Sie konnte sie riechen. Der bittere, durchdringende Gestank der Verwesung sagte ihr alles, was sie wissen musste. Er war überwältigend, aber schwächer als zuvor, und das bedeutete, dass der Leichnam tat, was er sollte. Im Sommer war der Geruch übel gewesen, wirklich übel. An manchen Tagen hatte sie ihn schon unten auf dem Pfad gerochen, wo jeder zufällig Vorüberkommende ihn bemerkt hätte. In diesem Stadium war es besser. Viel besser. Es bedeutete, dass die tote Frau allmählich verweste.

Der schmale Spalt, in den Flea die Nase gehalten hatte, schlängelte sich weit in die Felswand hinein. Tief unten, fast acht Meter unter ihr, befand sich eine Höhle. Sie hatte nur einen Eingang, und der lag unter Wasser. Ohne eine spezielle Taucherausrüstung und umfassende Kenntnisse des Steinbruchgeländes war es praktisch unmöglich, ihn zu finden. Aber sie hatte es getan, war hinuntergetaucht und in die Höhle vorgedrungen – zweimal in den letzten sechs Monaten, seit die Leiche dort lag, nur um sich zu vergewissern, dass niemand sie gefunden hatte. Jetzt steckte sie eingezwängt in einem Loch im Boden, mit Steinen bedeckt. Niemand würde wissen, dass sie dort war. Der einzige Hinweis auf das, was Flea getan hatte, war der unverkennbare Gestank, der sich durch das natürliche Ventilationssystem der Höhle, durch unsichtbare Spalten schlängelte und hier, hoch oben auf der Felswand, ins Freie gelangte.

Ein Geräusch drang von der anderen Seite des Steinbruchs herauf. Das Sicherheitstor wurde geöffnet. Flea breitete

Arme und Beine aus und glitt schnell nach unten. Sie schürfte sich die Knie auf, und über ihren Parka zog sich vorn ein langer, orangefarbener Strich aus Steinstaub. Am Fuß der Felswand ging sie in die Hocke und lauschte in den Steinbruch hinaus. Im Rauschen von Wind und Regen konnte sie nicht ganz sicher sein, aber ihr war, als hörte sie ein Auto.

Langsam schlich sie sich bis zur Ecke, schob den Kopf um den Fels und riss ihn gleich wieder zurück.

Ein Auto. Mit eingeschalteten Scheinwerfern fuhr es langsam durch den Regen vom Tor heran. Sie befürchtete Schlimmes. Wieder spähte sie vorsichtig um den nassen Fels herum. Ja. Es war ein Polizeiwagen.

Was jetzt, Klugscheißer?

Hastig entledigte sie sich des Kletterbeutels, der Knieschützer und Handschuhe. Die Klemmgeräte weiter oben an der Felswand konnte sie nicht erreichen, aber die, an die sie herankam, löste sie rasch und stopfte sie zusammen mit den anderen Sachen zwischen den Ginster zu ihren Füßen. Sie ging in die Hocke und bewegte sich im Krebsgang, geschützt von den Ginsterbüschen, seitwärts bis zu einem anderen Felsen, wo sie sich aufrichten und um die Ecke schielen konnte.

Der Polizeiwagen hatte auf der anderen Seite des Steinbruchs angehalten, wo die Zementfabrik das Abraummateriale auf Halden gekippt hatte. Seine Scheinwerfer waren schlammgespritzt. Vielleicht wollte der Polizist hier pinkeln. Oder telefonieren. Oder ein Sandwich essen. Jedenfalls stellte er den Motor ab, ließ das Seitenfenster herunter und streckte den Kopf heraus. Er blickte in den Regen hinauf, beugte sich anschließend über den Beifahrersitz und suchte etwas.

Ein Sandwich? Mach, dass es ein Sandwich ist, lieber Gott. Oder ein Telefon?

Nein. Es war eine Taschenlampe. Scheiße.

Er öffnete die Wagentür. Regen und Wolken hatten das Tageslicht so weit geschluckt, dass der Strahl der Lampe stark genug war, um die Regentropfen aufleuchten zu lassen. Der Lichtstrahl blitzte auf dem Wagen, als der Mann sich eine Regenjacke überzog, und flackerte dann über die Bäume am Rand des Wegs. Der Polizist schlug die Wagentür zu, ging ans Wasser und ließ das Licht der Taschenlampe über die Oberfläche wandern. Das Wasser brodelte im prasselnden Regen, als würde es kochen. Jenseits des Tors, weiter oben am Weg, war einer der Äste, mit denen sie ihr Auto getarnt hatte, weggezogen worden. Der Polizist wusste, dass jemand hier war.

Mit anderen Worten, dachte Flea, du steckst bis zum Hals in der sprichwörtlichen Substanz.

Er drehte sich unvermittelt um, als hätte er ein Geräusch gehört, und richtete seine Lampe auf die Stelle, an der sie stand. Sie zog sich in den Schatten des Felsens zurück und drehte sich zur Seite. Der Wind trieb ihr die Tränen in die Augen, und ihr Herz hämmerte. Der Polizist tat ein paar Schritte. Eins, zwei, drei, vier. Dann zielstrebig: fünf, sechs, sieben. Er kam auf sie zu.

Sie atmete tief durch, zog die Kapuze vom Kopf und trat hinaus in den Lichtstrahl. Er blieb wenige Schritte vor ihr stehen und hielt die Taschenlampe ausgestreckt vor sich. Der Regen tropfte von seiner Kapuze. »Hallo«, sagte er.

»Hallo.«

Er leuchtete sie von oben bis unten an. »Sie wissen, dass dies ein Privatgelände ist? Es gehört der Zementfirma.«

»Ja.«

»Sie sind wohl Steinbrucharbeiterin, oder?«

Sie verzog ein wenig spöttisch den Mund. »Sie machen das noch nicht sehr lange, was? Diesen Polizeikram?«

»Erzählen Sie doch mal«, entgegnete er, »was sagt Ihnen das Wort ›Privatgelände‹? *Privat* – Gelände?

»Dass ich nicht hier sein dürfte? Nicht ohne Erlaubnis?«

Er runzelte die Stirn. »Nett. Allmählich kriegen Sie die Kurve.« Er deutete mit der Lampe über den Pfad zurück.

»Ist das Ihr Wagen? Da oben am Weg?«

»Ja.«

»Sie haben doch nicht versucht, ihn zu verstecken, oder? Unter ein paar Ästen?«

Sie lachte. »Du lieber Gott. Natürlich nicht. Warum sollte ich?«

»Sie haben diese Äste nicht darübergerlegt?«

Sie hob die Hand, um ihre Augen vor dem Regen zu schützen, und betrachtete ihren Wagen. »Der Wind muss das Zeug da hingeweht haben. Aber mir ist klar, was Sie meinen. Es sieht so aus, als hätte jemand versucht, den Wagen zu verstecken, stimmt's?«

Der Polizist richtete die Lampe wieder auf sie und musterte ihren Parka. Er kam zwei Schritte näher.

Sie schob die Hand in die Innentasche ihrer Jacke. Der Polizist reagierte blitzschnell: In weniger als einer Sekunde hatte er sich die Taschenlampe unter den Arm geklemmt, seine rechte Hand lag am Funkgerät, die linke auf dem CS-Gas-Kanister an seinem Halfter.

»Alles okay.« Sie ließ die Hand sinken, öffnete den Reißverschluss und schlug den Parka auseinander, damit er das Futter sehen konnte. »Hier.« Sie deutete auf die Innentasche. »Da drin. Meine Befugnis, mich hier aufhalten zu dürfen. Kann ich sie Ihnen zeigen?«

»Befugnis?« Der Polizist wandte den Blick nicht von der Tasche. »Was für eine Art Befugnis soll das sein?«

»Hier.« Sie trat auf ihn zu und hielt ihm die Jacke entgegen. »Schauen Sie selbst hinein. Wenn Sie dann weniger nervös sind.«

Der Polizist fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Er nahm die Hand vom Funkgerät und streckte sie aus. Seine